

Literatur des Auslandes.

N^o 24.

Berlin, Freitag den 24. Februar

1837.

Frankreich.

Die Französische Philosophie unserer Zeit.

(Nach der Bibliothèque Universelle.)

Der Stand der Philosophie in einem Lande läßt sich aus zwei wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten betrachten: nämlich, entweder will man wissen, wie sich die Philosophie äußerlich manifestirt und welche Verbreitung sie gewonnen hat, oder man will in ihr inneres Leben, in die Gründe ihrer Entwicklung und ihres Fortschrittes Einsicht gewinnen. Im ersten Falle lautet die Frage: wie weit und in welchem Grade ist die Philosophie populair geworden, im anderen Falle: wohin ist ihre Entwicklung als einer Wissenschaft gediehen? Wer Antwort sucht, der begeben sich im ersten Falle in die zahlreiche Gesellschaft der Gebildeten, unter das intelligente Volk, und sehe zu, wie die Philosophie in diesen Kreisen aufgenommen wird; oder er suche im zweiten Falle Eingang in den wenig zahlreichen Kreis der wissenschaftlichen Denker, an deren geistige Wirksamkeit aller wahre Fortschritt der Philosophie gebunden ist. Diese zwiefache Betrachtungsweise ist übrigens unerlässlich; denn die Differenz zwischen den beiden bezeichneten Sphären ist in jeder Hinsicht bedeutend, und man würde sehr geben, wenn man aus Beobachtungen, die für das eine Gebiet gelten, Schlussfolgerungen auf das andere ziehen wollte. Es ist möglich, daß eine Nation Philosophen zählt, deren Forschungen die intellektuelle Wissenschaft ungemeine Fortschritte verdankt, ohne daß außerhalb ihrer Studierzimmer und außerhalb des Kreises ihrer nächsten Schüler eine Bewegung, ein Interesse für die Philosophie erwacht. Es ist andererseits möglich, daß die Philosophie in einer Nation sehr viele Köpfe einnimmt, sehr viel Antheil, viele Wißbegier regt, und daß trotz dem ihr innerer Fortschritt sich auf nichts reduziert. Um es kurz zu sagen, die Philosophie kann in die Breite, sie kann in die Tiefe wachsen, aber eins hängt mit dem anderen nicht zusammen. Wir wollen uns daher nach Raum und Kräften bescheiden und uns hier zunächst auf die eine Hälfte der Betrachtung beschränken. Es soll demnach im Folgenden von der populären Ausbreitung und Geltung der Philosophie die Rede seyn, natürlich das Wort populair in seiner besten und höchsten Bedeutung genommen.

Der Leser versehe sich, wenn er es kann, eine Weile in die Zeit vor der Französischen Revolution, in das ablaufende 18te Jahrhundert, zurück. Damals schien eine neue Aera für die Philosophie aufzugehen, eine Zeit lebendigen Fortschrittes und äußeren Erfolges. Eine nicht geringe Zahl von Denkern trat mit wissenschaftlichen Arbeiten, Versuchen und Forschungen hervor und schien einen fruchtbaren Kern, einen starken organischen Mittelpunkt für die intellektuelle Wissenschaft abgeben zu wollen. Aus Frankreich waren seit einem halben Säkulum die ausgezeichnetsten Beobachter und Dolmetscher der Natur in allen ihren Reichen hervorgegangen; jetzt, so hoffte man, würden auch die Räthsel des Menschengeschlechtes von Frankreich aus ihre befriedigende und glänzende Deutung gewinnen. Die beredtesten Lehrer, Schriftsteller voll Talent und Gewandtheit saßen und schrieben inmitten einer aufstrebenden Jugend; da wurden alle Fragen erörtert über das Wissen des Menschen von seiner Seele, über die Geschichte und den Wechsel der philosophischen Meinungen, über Menschenrecht und Menschenpflicht. Es war vielleicht kein tiefer, kein höchst umfassender, aber doch gewiß ein anziehender, nützlicher, heilsamer Unterricht, eine Vorbereitung für die ernsteren Aufgaben des Denkens. Noch waren die Geister in der großen Mehrzahl nicht gewöhnt und gelibt, ihr Augenmerk auf die höchsten, übersinnlichsten Objekte der reinen Intelligenz zu richten; der Lehrer mußte zu ihnen hinretten, sich auf gleiche Höhe mit ihnen stellen, ihr Fassungsvermögen zur Philosophie veranbilden. Für sich abgesehen betrachtet, mochte es wenig seyn, was im 18ten Jahrhundert für die Philosophie gewirkt wurde, aber es war sehr viel im Vergleich mit früheren Zeiten, es war ein großer, erster Schritt auf einer Bahn, die man seit vielen Menschenaltern nicht betreten.

Leider hat es sich gezeigt, daß die an solchen Anfang geknüpften Hoffnungen vorzeitig gewesen; nicht allein ist die Erfüllung ausgeblieben, sondern, wenn man sich in der Gegenwart umsieht, so findet man, daß man auch den Hoffnungen auf lange Zeit hinaus Valet sagen muß. Die Fundamente der Philosophie stehen verlassen; nur wenige Denker arbeiten in der Einsamkeit, und es röhrt sie fast Niemand in ihrem Fleiß, als eine gewisse Klasse von Charlatanen, die mit Philosophie prunken wollen. Ueberall sonst herrscht Gleichgültigkeit, und wo diese überwunden oder nicht eingebracht ist, da regt sich der Unflath. Alles, was für die Philosophie geschieht, reduziert sich somit auf die vulgären Formeln, die man den Schülern in den Klassen vorträgt, auf schale

Versuche von Dilettanten und auf einige wenige Bücher voll Gelehrsamkeit, die man nicht liest. Keine Spur mehr von dem Eifer, dem Fleiß, der Strebsamkeit, womit früher die Geister sich um das Panier der Geisteswissenschaft drängten; da ist Alles zertrübt und zerstreut, andere Paniere sind aufgesteckt; der Glanz der philosophischen Studien ist vor dem Glanz der sogenannten Juli-Sonne ganz und gar erblüht. Dies ist ein Umstand, der näher ergründet zu werden verdient.

Offenbar ist die Revolution des Jahres 1830 ihren Ergebnissen nach weit mehr eine sociale, als eine politische gewesen; von Tage zu Tage wird dies offener. Man darf nur die gegenwärtigen Zustände betrachten und bedenken, wie wenig die Verfassung verändert ist und wie sehr die Sitten. Wenn eine Revolution so plötzliche und merkwürdige Veränderungen in einer Gesellschaft zu Wege bringt, so muß ein bedeutendes Element, eine entschiedene Kraft und Tendenz dieser Gesellschaft von ihr erfaßt und umgewandelt worden seyn. Das philosophische Bestreben war zur Zeit der Restauration beinahe in die Sitten eingedrungen, es hatte sich der Jugend bemächtigt, ihre Liebe und Neigung gewonnen; kein Wunder, wenn die Philosophie auf das entscheidendste von einer Revolution berührt worden ist, welche Jugend und Sitten verwandelt hat. Und zwar konnte diese Berührung nicht anders als schädlich seyn; sie mußte in ihren Folgen die Philosophie auf tiefste beeinträchtigen.

Unter welchen Umständen, mit welchem Charakter ist denn jene philosophische Tendenz aufgetreten, der sich unsere Jugend im letzten Drittel der Restaurationszeit so eifrig ergab? Sie gehörte als ein Theil zu der Summe von offenen oder geheimen Oppositions-Bestrebungen; sie gehörte zu den tausend Waffen, womit man die Regierung Alt-Bourbonischen Styles und die Kasten-Ansprüche des Adels und der Priesterschaft bekämpfte. Die geistige Bewegung lief vielleicht nicht auf das Resultat einer Revolution hinaus, aber sie verließ sich in diesem Resultat. Die intellektuelle Wissenschaft stand zum Kampf in Reihe und Glied neben anderen, die ihr gleich oder wohl über sie geschätzt wurden. Auf allen Punkten ging der eifrige und glückliche Widerstand in den Angriff über, und so wurde auch die Philosophie nicht aus eigenmächtiger Wißbegier um ihrer selbst willen studirt, sondern man wollte sie zum Angriff handhaben lernen; die Geister sollten frei werden, um sich nicht in den Zwang der bestehenden Ordnung zu fügen. Man verschwor sich mit den Wissenschaften gegen das Bourbonische Regiment, zuerst mit der Geschichte, zuletzt auch mit der Philosophie.

Nun sollte man meinen, wenn die Philosophie ihr Schärfelein zu dem großen Revolutions-Werke beigetragen, so hätte sie von dem Ergebnisse ihren Nutzen haben sollen. Sie hatte die Emancipation herbeiführen helfen, sollte ihr nicht die neue Freiheit vor allen anderen zu Nutzen kommen? — Lehrer und Schüler hatten im Kampfe ihren Mann gestanden und sich in die Kriegs-Disziplin geschickt; nun, sollte man meinen, würden sie in dem eroberten Lande der Freiheit mit Ehren Grund und Boden gewinnen und sich ihrem Werke mit erneuertem Eifer zuwenden. Das Feld war offen; was sie früher hinderte, war gestürzt, bei Seite geschafft; nun also vorwärts! Just das Gegentheil geschah. Die Anführer der bisherigen philosophischen Bewegung stürzten sich unvorsichtlich in eine neue Laufbahn, die ihnen früher verschlossen gewesen, und verfolgten diesen Weg mit solcher Hast und solchem Eifer, als hätten sie nie etwas Anderes erdacht und erstrebt. Sie wendeten sich, vielleicht nur für einige Zeit, vielleicht auch für immer, von den Bahnen ihres früheren Ruhmes; sie gingen, wie jener Gladiator bei Horaz, ihre Waffen im Tempel des Gottes auf und gingen anderen Künsten nach. Früher befanden sie sich außerhalb des thätigen Lebens, da wandten sie sich einseitig an die Wissenschaft, zur Aushilfe; sie wurden Philosophen ad interim und gingen von Anfang an mit dem edeln Voratz um, eines Tages ein großes Opfer zu bringen und ihre geistige wissenschaftliche Stellung für Rang und Ämter hinzugeben. Wer weiß, vielleicht hatten sie eine Ahnung, daß Ehre und Erfolg, unter günstigen äußeren Umständen erworben, ihnen nach solchem Umschwung der Dinge nicht mehr treu bleiben würden. Geistreichen Männern war von jeher ein glücklich treffender Instinkt der Eitelkeit nicht fremd, und Vielen kam die Weisheit früh genug, daß sie die Welt gerade noch verließen, ehe die Welt sie verließ.

Und doch, welcher hoher Beruf war ihnen aufgethan, wie edel, wie mächtig konnten sie wirken! Woran fehlte es ihnen? An Talent, gewiß nicht; vielleicht an Gesinnung, an Muth. Sie fanden sich durch Glück und Erfolg in der schönsten Stellung; was sie zu thun hatten, das mußte ihr Gewissen ihnen sagen, und sie konnten sich dem gewachsen fühlen, es rüßig angreifen. Sie hatten die Geister nach sich gezogen auf den Wegen des freien Denkens, der philosophischen Emancipa-

tion, — sie hatten der Jugend, vielleicht zu voreilig, die scharfen Waffen der Untersuchung in die Hände gegeben; sie hatten den Trieb geweckt, jetzt lag ihnen ob, ihn zu zügeln, zu mäßigen, in gesunde Bahn zu leiten. Sie für ihre Person kamen zum Besinnen und blickten inne; aber sie hätten wissen sollen, daß ein Strom in seinem Zuge nicht von selbst still steht. Hätten sie keine Ahnung, wohin er sich verirren könne? Heute freilich wissen wir Alle, wohin die vorschneidenden emanzipirten Geister gerathen sind, wie weit sie sich in Zügellosigkeit, in Unstillsichtigkeit, in raffinierte Geisteschwelgerei verirrt haben.

Hier müssen wir einhalten, wir dürfen gegen jene ausgezeichneten Männer nicht ungerecht werden, wir dürfen nicht ihnen allein ein übertriebene Maß der Schuld aufbürden. Die Lehrer traten zurück und schwiegen, aber auch die Schüler zur selben Zeit wurden gleichgültig und blieben davon. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Meister den Jüngern oder die Jünger den Meistern früher den Rücken gelehrt; Mancher, den die Einsamkeit rings um seinen Lehrstuhl entmuthigte, hat sich dann erst am Ehrgeiz wieder aufzurichten versucht. Die jungen Geister, nach Thätigkeit dürstend, von der Restauration mit halber Mißgunst angesehen und argwöhnisch zurückgewiesen, diese Alle sahen mit einem Male, am Tage nach der Revolution, tausend Bahnen weltlichen Vorteils und äußerer Ehre geöffnet, und Jeder, der am Kampfe Theil genommen, streckte die Hand aus nach seinem Antheil an der Siegesbeute. Wer hätte ihnen zumuthen sollen, sich in Speculationen über das Wesen der Intelligenz zu vertiefen, während sie selbst mit aller ihrer Intelligenz vollaus beschäftigt und angestrengt waren, ihres Vorteils wahrzunehmen und eine Stellung im Staate, in der Gesellschaft zu erringen? Alle wißbegierige Forschungen über das verborgene Wesen der Seele, über die ursprünglichen Thatsachen des Bewußtseins wurden bei Seite geschoben, jetzt galt es, sich die neue Organisation der Gesellschaft zu Nuzen zu machen, wodurch jeder Fähigkeit und Tüchtigkeit der Weg zu sicherem Erfolge geöffnet war; es galt, alles Vermögen und alle Kraft des Geistes auf's Schnellste für die Gegenwart zu verwenden, um eine vortheilhafte, einflußreiche, glänzende Stellung in der Welt zu erobern. Da erschien der ungeduldigen Jugend alle Beschäftigung mit spekulativen Wissenschaften nur wie ein unnützer Aufenthalt. Wer mag ihr's verdenken? Nicht die geläuterte Gedankentiefe, sondern das praktisch gewandte Talent hat in Frankreich und wohl überall von jeher gegolten. Wenn Ihr nur zur rechten Zeit klug und zweckmäßig handelt, so wird wenig danach gefragt, wie es mit Euren Ansichten und Eurem Denken beschaffen sey. Die Revolution bedete, im äußeren Leben sowohl als in den Gemüthern, mit starken und erschütternden Schwingungen nach; da war nirgends eine feste Ordnung, Sicherheit und Ständigkeit; alle bestehende Verhältnisse schienen auf's Neue in Frage gestellt. In solcher Zeit drängen sich die positiven und materiellen Interessen mit Macht in den Vordergrund; die unruhige Sorge für das Nächstliegende nimmt die Geister dermaßen in Anspruch, daß sie nicht Ruhe noch Muße finden, den Lehren der Philosophie aufzumerken. Inmitten dieser brausenden Gährung, wo der Wettstreit der Interessen, wo Leidenschaft, Furcht, Aengstlichkeit, erlaubte und unerlaubte Wünsche in allen Richtungen durcheinandersfahren, war allerdings keine Ruhestatt, geschweige denn ein Rathgeber für die Philosophie herzustellen. Und dennoch bleiben wir bei unserer Behauptung, daß es unrecht, daß es eine schwere Pflichtveräußerung von Seiten der Bekenner der Philosophie war, den Kampf mit den verwirrenden Mächten des Tages ganz aufzugeben und sich still bei Seite zu halten. Denn allerdings war ein Terrain vorhanden, wo sie mit der Aussicht auf ein wohlthätiges und gemeinnütziges Wirken auftreten konnten.

Der Leser wolle sich nämlich erinnern, daß es, wo nicht zweierlei Philosophieren, doch zweierlei Arten giebt, wie die Philosophie auftritt und sich geltend macht. Einmal als reine Wissenschaft, Theorie, Speculation, als tiefes abstraktes Studium des menschlichen Geistes; hier bedarf es der geduldigen, angestregten, in sich gekehrten Forschung; hier bedarf es der stillen Sammlung des Geistes, um die übersinnlichen Eingebungen, die Offenbarungen des inneren Menschen zu vernehmen. Inmitten der Eile und Verwirrung des öffentlichen Lebens, wo das moralische Selbst nach allen Seiten anzukämpfen und sich feindlicher Einflüsse zu erwehren hat, so daß es unvernünftig und ungeachtet seines Widerwillens in den Kampf der Tagesgeschichte hineingezogen wird, — da vermag Keiner, sich mit Andacht in die Innerlichkeit des Geistes und Gemüthes zu versenken und aus tiefstem Bewußtseyn heraus die Grund-Phänomene seines Erkennens und Wollens, den Ursprung der Triebe und die Gründe aller Pflicht zu deuten. Dies ist ein enges und heiliges Gebiet, welches den Denkern zu eigen gehört und dem sich niemals, auch in Tagen der Ruhe nicht, geschweige denn in Zeiten des Kampfes, das Interesse der lauten Welt zuwenden kann. Es giebt aber ohne Zweifel eine praktische Geltung und Wirkung der Philosophie, und dieser steht ein weiteres Feld offen, ein so wohlgelegenes, so vielfach nutzbares Feld, daß wir es schwerlich billigen können, wenn man die feindlichen Umstände, die Verwirrung, die Bedrängniß des äußeren Lebens zum Vorwande nimmt, die Hände in den Schooß zu legen.

Nein, unter keinen Umständen, ereigne sich was da wolle, soll man auf diese Einwirkung der Philosophie in das Leben verzichten. Was soll man von Eurer Wissenschaft des menschlichen Geistes denken? Ist sie so elend, so dürftig, so kraftlos, daß sie nichts vermag, daß sie müßig und regungslos zuschaut, wenn der Mensch mit seinen geistigen Kräften und mit seinen Begierden über Maß und Gränze und Sitte hinaus strebt? Gerade wenn der Mensch Eurer Wissenschaft am meisten bedarf, wenn sie ihn vor Verwirrungen, Uebereilungen, Ausschweifungen behüten soll, läßt sie ihn gerade dann mit Achselzucken im Stich? O pfui über ein so hohles, leeres, erbärmliches Wissen, über Eure aufgespeicherten, dünnen, unfruchtbaren Abstractionen, über Eure Systeme und No-menklaturen, wenn Ihr Geist und Herz nicht anders zu erforschen wißt, als wie der Anatom Leichen zerlegt und präparirt. Schwach über Eure Philosophie, wenn sie nur mit Schattenbildern umzuspringen weiß, wenn

sie sich zum Voraus bestegt, entwaffnet und verloren giebt, sobald ihr zugemuthet wird, sich mit der Realität, mit dem Leben zu messen. Es ist fürwahr eine schände Unwissenheit, zu meinen, es sey bei der Philosophie keinerlei Hilfe gegen das Schlimme in der Zeit zu finden; glaubt Ihr aber an ihre Kraft und getraut Euch nicht, Gebrauch davon zu machen, das wäre noch viel schlimmer, das wäre Freigebit.

Womit befaßt sich denn Eure Wissenschaft? Welches ist ihr Gegenstand? Der Mensch ohne Zweifel, der Mensch und sein geistiges Vermögen. Dazu gehöret denn, daß Eure Betrachtung den Menschen ganz umfasse, in allen Bestandtheilen und in allen Aeußerungen seines Wesens. Das Erkennen, das Wollen, das Handeln, die Sitte, die Leidenschaft, das Recht, die Pflicht, wo ist denn das Alles zu finden? Ich denke doch, in der wirklichen Welt, in der Erscheinung des Individuums, der Familie, der Gesellschaft, des Staates, des historischen Ganzen der Menschheit. Wenn Eure Prinzipien, Eure Regeln, Eure Sätze hierher nicht passen, hier nicht gelten, wenn sie auf keine Lebensbahn, auf kein Individuum, auf keine Gemeinschaft von Individuen Anwendung finden, wenn die Richtigkeit und Weisheit Eurer Conceptionen sich im Wechsel der Erscheinungen nicht bewährt, was ist dann Euer Wissen und Eure Lehre? Die Philosophie muß sich unseren Zustand, die Organisation unserer Gesellschaft, wie sie einmal ist, gefallen lassen; sie muß sich daran anschließen und von der Gegenwart aus weiter streben. Woher soll sie des Lebens theilhaftig werden, wenn sie jeder Verührung mit den konkreten Gestaltungen des Lebens ausweicht?

Wir wissen wohl, unsere Anforderungen stellen die Philosophie auf eine schwere, auf eine gefährliche Probe. Es läßt sich freilich in der Welt des Abstrakten, des rein Intellektuellen, leichter mit den Prinzipien operiren, als in einem Leben voll thätigen und spröden Inhaltes. Der Philosoph kann seine Sätze und Formeln in schönster Ordnung aufmarschiren lassen; sie nehmen sich trefflich aus, sie exekutiren jedes Kommando auf das Genaueste, wie Paradesoldaten auf dem Exercierplatz; aber in der Wirklichkeit, auf dem Schlachtfelde, da stehen sie dem Anfall nicht, da schwanken und brechen ihre Reihen, da zeigt sich der Zufall mächtiger als Taktik und System. Darum eben halten wir keine Theorie für erprobt, bevor es sich gezeigt hat, ob sie in der Praxis besteht; gebt Ihr Eure Philosophie für unstellbar, für unausführbar in der Wirklichkeit, so habt Ihr sie selbst gerichtet; kann Euer System sich den Bedürfnissen der Welt nicht anschließen, kann es nichts auf Erden fördern, so brecht nur getrost den Stab darüber. Wenn Euer wissenschaftliches Thun auf die Erkenntniß des Menschen gegründet ist und den Menschen selbst zum Objekt und Ziel hat, so müßt Ihr doch irgend wie auf den Menschen wirken können. Was sind das für Lehrer, die uns sagen: so wäre es recht zu denken, zu meinen, so zu handeln, so zu glauben und zu hoffen, nur bei Leibe laßt Euch nicht einkommen, solches Denken, Handeln und Hoffen in Euren täglichen Leben geltend zu machen. Es klingt wie Hohn oder wie Wahnsinn, wenn man uns zumuthet, gerade dasjenige Wissen, wonach wir unsere Erkenntnisse berichtigen, unsere Vorurtheile austrotten, unsere Leidenschaft mäßigen, unsere Befinnung veredeln könnten, was doch Alles ganz unsfretig vom wichtigsten und entscheidendsten Einfluß auf allen Verlauf menschlicher Dinge ist, gerade dieses Wissen soll auf ewig innerhalb der Gränzen der Speculation gebannt bleiben und soll in einem fort nichts erzeugen dürfen, als Aundinge, mit Glanz und Scharfsinn ausgestattet. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Die Auffuchung der Wallfischfahrer im Jahre 1836.

(Schluß.)

Endlich am 7. April, und nach unsäglichen Mühseligkeiten, erreichten wir unter 34° N. Breite und eben so viel W. Länge den Rand der Eismassen. Die letzten heftigen Stürme aus Osten hatten das Eis sehr dicht zusammengedrängt, und die See brach sich mit Macht am Rande desselben. Am nächsten Morgen begannen wir, die Eisfelder zu prüfen; und seitdem wiederholten wir unsere Angriffe auf diese Festung täglich mit Sonnen-Aufgang. Das Schiff wurde in das lockere Eis hinein bugst, so weit man dies ohne Gefahr thun konnte; denn hier trieb uns die Strömung beständig nach Süd-Ost, und es war ein mächtiger Gegenstand notwendig, wenn wir gegen Strömung und vorherrschende Nordwest-Winde das Feld behaupten wollten. Ost hinderten uns die dicken Nebel und das Schneewetter, der Hauptmasse näher zu kommen; am schwersten wurden wir aber gekränkt, wenn die Stürme aus Osten am Rande der Eisfelder uns überraschten. Besonders fürchterlich war der Orkan vom 27. April.

Als wir am Nachmittage jenes Tages eben damit beschäftigt waren, unsere gewohnten Untersuchungen anzustellen, wendete sich der Wind plötzlich nach Nordost und wurde mit Einbruch der Finsterniß zu einem wüthenden Sturm. Ungeheure Bogen-Berge, von denen jeder Tod und Vernichtung drohte, rollten über unser Schiff. Das Dunkel der Nacht und der dicke Meeres-Schaum, welcher am Schiffe gespor, machten es uns unmöglich, nur fünfzig Schritte weit zu sehen, und wir schwebten daher in fortwährender Besorgniß, daß unser Schiff mit einem der zahlreichen Eisberge zusammenstoßen würde.

Der Sturm wüthete fort bis zum Sonntag. Schon waren die Bollwerke an der Windseite und viele Gegenstände auf dem Verdecke fortgerissen, und wir konnten jeden Augenblick gewärtig seyn, daß das einzige Segel, welches wir aufgezogen hatten, das Hauptmast-Segel, in Stücke gehen würde. Noch nie hatten wir dem Tageslicht mit größerer Ungebuld entgegen geharrt; und doch konnten wir, nachdem es angebrochen war, nicht viel mehr sehen, als vorher, weil der Schnee ungeheurer dicht herabfiel. Unser Schiff glich vom Riele bis zur Spitze des Hauptmastes einem aus Eis nachgeformten Fahrzeuge; das Tauwerk war mit dem gefrorenen Meeres-Schaum überzogen, und nach unten hatte sich

das Eis in solchem Grade angehäuft, daß wir für die Masten fürchten mußten. Am Nachmittage legte sich der Sturm etwas, und jetzt waren alle Hände geschäftig, die Masten vom Eise zu befreien.

Dies war nur Eine von den zahllosen Gefahren, die wir bestehen mußten; doch wir hatten uns schon darauf vorbereitet, ehe wir dem heimathlichen Heerde Lebenswohl sagten. Wir waren vertraut mit dem unaufhörlichen Wüthen der Elemente und hatten alle schon einmal den ausgestreckten Arm der Barmherzigkeit zu einer Zeit erblickt, als Menschenwürde und menschliche Hilfe nichts mehr fruchten wollten.

Eifrig benutzten wir jede Gelegenheit, um unsere verschollenen und nothleidenden Brüder ausfindig zu machen. Obgleich wir nur zu oft in die Nothwendigkeit versetzt waren, für unser eigenes Schiff zu sorgen, ließen wir doch den wichtigen Gegenstand der Expedition niemals aus den Augen. Wäre irgend ein Fahrzeug dem Rande der Eismassen nahe gewesen — es hätte uns nicht entgehen können.

Zu Anfang des Mai war unser Wasser-Vorrath sehr gering geworden, und wir konnten an den Eisbergen, bei denen unser Schiff alltäglich vorüberfuhr, kein Wasser einnehmen, weil die Meereswogen an diesen Massen unaufhörlich eine starke Brandung erzeugen. Da ersann der Capitain ein Mittel, uns Wasser zu verschaffen, das allgemeine Beachtung verdient. Einer der zwei Tonnen fassenden eisernen Wasserbehälter wurde auf dem Verdeck so befestigt, daß durch eine zehn Fuß lange bleierne Röhre die Wasserdämpfe aus kupfernen Kesseln, die allerdings sehr viele Feuerung kosteten, hineingeleitet werden konnten. Hier wurden diese Dämpfe vermittelst einer durch Verdunstung hervorgebrachten Kälte wieder kondensirt. Und auf diese Art wurden täglich 60 Gallonen wohlgeschmeckenden Wassers gewonnen — eine zum Gebrauche der ganzen Mannschaft mehr als hinreichende Quantität. Ein Paar Tage darauf wurde diese Destillir-Methode überflüssig, weil wir einige große Stücke Eis, die sich von einem Eisberge abgelöst hatten, in unsere Gewalt bekamen.

Wenn ein Schiff vor dem 1. Mai Cap Farewell passiert hat, so pflegen die Grönlandsfahrer an dem genannten Tage eine Festlichkeit zu begehen, derjenigen sehr ähnlich, welche stattfindet, wenn Schiffe die Linie passieren. Alle neue Matrosen werden alsdann Herrn Neptun vorgestellt und von ihm an Kindes Statt aufgenommen. Da der 1. Mai dieses Mal auf einen Sonntag fiel, so verschob Neptun, mit geziemender Rücksicht für diesen geheiligten Tag, seine Visite bis nach Mitternacht. Das Meer war gerade sehr stürmisch; dennoch ermangelten Neptun und seine reizende Amphitrite nicht, von allen ihren Satelliten begleitet, zu erscheinen; und die herkömmlichen Ceremonien wurden mit so viel Humor vollzogen, daß sie unserer Mannschaft nach Monaten noch Stoff zu heiteren Gesprächen gaben.

Am 13. Mai trafen wir mit dem „Undaunted“ von Kirkcaldy zusammen, der uns die endliche Rückkehr der „Lady Jane“ anzeigte. Ein Theil ihrer Mannschaft war umgekommen, und die Uebrigen hatten in einem traurigen Zustande den Hafen von Diskoy erreicht. Wir erfuhren auch bei dieser Gelegenheit, daß man in England allgemein glaubte, die Mannschaft des „William Torr“ habe ihr Schiff verlassen und bei den Eskimos der West-Küste Zuflucht gesucht, um ihr Leben zu fristen, bis Hilfe käme.

Um die Mittagszeit hatten wir eine Sonnen-Finsterniß, deren Anfang wir jedoch wegen des bewölkten Himmels nicht beobachten konnten. Es war ein schöner Tag und für uns, die wir so lange einsam auf dem Ocean herumgetrieben, ein erfreulicher Anblick, noch ein Schiff an unserer Seite zu haben. Am Abend schieden wir, indem der „Undaunted“ seinen Lauf nach Norden richtete und wir den unfrigen nach Westen, um die Eismassen weiter zu verfolgen.

Jetzt konnten wir unser mühseliges Werk mit weniger Unterbrechung fortsetzen, weil die Tage länger und das Wetter besser wurden. Wir steuerten auch unser Fahrzeug viel weiter in das Eis, weil wir jetzt viel weniger Gefahr dabei liefen.

Am Abend des 27ten waren wir unter 65° Breite angekommen. Hier mußten wir unsere Aufsuchungen einstellen und bei Holsteinburg ankern, wo die Bombardier-Gallioten am 1. Juni zu uns stoßen sollten. Um 9 Uhr Abends fanden wir in einer Tiefe von 210 Faden Felsen- und Korallen-Grund. Es war neblig, und feiner Schnee fiel zugleich, so daß wir selbst auf die kürzeste Distanz nichts wahrnehmen konnten. Als der Capitain das Verdeck verließ, sagte er zu dem wachhabenden Lieutenant, er würde, sobald das Wetter sich aufklärte, in einer Entfernung von 90 Engl. Meilen die Gipfel einiger Berge erblicken. Um sechs Uhr des anderen Morgens erblickte man dieselben wirklich in der genannten Distanz gegen Nord-Ost. Da dieser Tag der Geburtstag unseres Königs war, so erhielt das Schiffsvolk eine Quantität Grog und eine Zulage an Speise.

Den 30. Mai hatten wir das Hochland um Holsteinburg vor uns, und Lieutenant Crozier wurde in einem Boote vorangeschickt, um dem Capitain der Bomben-Schiffe, wenn sie dort seyn sollten, unsere Annäherung zu verkünden. So lange der Tag dauerte, wurden wir von den Eskimos besucht, die mit den Wallfischfahrern alle Jahr zu verkehren pflegen, wenn diese nordwärts auf den Fang gehen. Von den Eskimos erfuhren wir, daß jetzt keine Schiffe im Hafen seyen, daß aber ein beschädigter Wallfischfahrer einige Zeit hier verweilt habe, um den Schaden wieder gut zu machen.

Erst am Abend des folgenden Tages konnten wir den Hafen erreichen, wo wir um zehn Uhr ankerten. Lieutenant Crozier kam ein paar Stunden später zurück und bestätigte die unwillkommene Kunde, daß die Schiffe nicht angekommen seyen. Viele Wochen lang hatten wir den versprochenen Gefährten mit froher Bangigkeit entgegengesehen und gute Nachrichten von unseren Freunden und Lieben in England erwartet; und so fühlten wir uns Alle bitter getäuscht. Doch trösteten sich Viele mit der Hoffnung, das stürmische Wetter habe die Ankunft der Schiffe noch verzögert und wir dürften sie wohl bei Whale-Jesland vorfinden.

Während unseres Aufenthalts in Holsteinburg wurden wir von dem

Dänischen Satthalter und anderen Dänischen Bewohnern dieser Kolonie mit großer Güte und Gastfreundschaft behandelt, und die Erinnerung an jene glücklichen Tage wird nicht leicht aus dem Gedächtnisse derer schwinden, welche sich der freundlichen und fast brüderlichen Aufnahme bei jenem herrlichen Wolke zu rühmen hatten.

Wir bemühten uns vergebens, über die Mannschaft des „William Torr“ etwas zu erfahren. Man versicherte uns, daß kein Fremder ohne Wissen der Bewohner von Holsteinburg gelandet seyn könne, da sie häufigen Verkehr mit den Nord- und Süd-Geenden an der Küste hätten und in den kürzlich empfangenen Briefen keine solche Begebenheit erwähnt war.

Die Kolonie Holsteinburg liegt an der äußersten Spitze der Nordküste eines weiten und sehr geräumigen Fiord's. Ihre Lage ist, genau berechnet, 66° 36' 22" nördlicher Breite und 33° 34' 28" westlicher Länge. Den geräumigen Hafen schützten viele kleine Eilande, die, mit Einschluß des gefährlichen ausgedehnten Riffs im Nord-Westen und der vielen versteckten Felsen im Süden, für unkundige Schiffer den Zugang sehr gefährlich machen. Wenn das Wetter nicht allzu stürmisch ist, so kommen die Eskimos jedem Schiffe, das sie heransegeln sehen, gleich entgegen, und Viele derselben kennen die gefährlichen Punkte hinlänglich, um als Piloten zu dienen.

Wir erfuhren auch in Holsteinburg, daß der letzte Winter außerordentlich kalt gewesen sey, und daß die Meerenge und die Bassins-Bay im Norden mit Eis wie angefüllt seyen; denn es gab — wie sie sagten — nur wenige bedeutende Stürme, die das Eis brechen und nach Süden treiben konnten. Wir staunten nicht wenig über die letztere Nachricht, da wir im Atlantischen Ocean mit so mächtigen Orkanen gekämpft hatten; und unser Staunen wuchs noch, als wir bei Durchsiegung des Wetter-Registers fanden, daß während des wüthenden Sturms, welcher vom 24. bis 29. Januar anhielt und unser Schiff so arg mitnahm, hier in Holsteinburg nur leichte Winde und selbst diese zumeist aus Ost und Nord-Ost geweht hatten.

Am Morgen des 13. Juni nahmen wir von unseren freundlichen Wirthen Abschied und stachen in die See. Von einem starken Südwinde begünstigt, machten wir schnelle Fortschritte gegen Norden und hielten uns dabei dicht am Ufer, dessen hohe schneebedeckte Berge, von unzähligen Thälern und Fiord's durchschnitten, eine ganz neue und imposante Scene darboten. Wer aber zum ersten Male in jene Gegenden kam, der wird noch lange an die Passage über den Riff Niscool denken. Wir erreichten den Südrand des Riffs um zehn Uhr Abends; allein hier konnte man nur wenige Eisberge sehen; die See war mit dem zunehmenden Sturme gestiegen und brach sich über diesen Felsmassen auf eine fürchterliche Weise. Als wir bald nach Mitternacht dem Nordrande des Riffs uns naheten, nahmen die Eisberge an Zahl und Größe zu, so daß es einem ungelübten Auge vorkommen mußte, als könnte das Schiff nirgends einen Ausgang finden. Mehrere dieser Eisberge waren gewiß über 200 Fuß hoch, und ihre mannigfachen Gestalten, langsam hervortretend aus der schäumenden Brandung, die von Zeit zu Zeit über ihre Gipfel hinwegrollte, gewährten ein eben so erschreckliches als majestätisches Schauspiel. Erst in größerer Nähe entdeckten wir eine schmale Öffnung zwischen zwei hohen Eisbergen, durch die unser Schiff passieren konnte. Der Capitain und der Steuermann gaben dem Schiffe seine Richtung, und es slog, von dem starken Winde und den mächtigen Wogen getrieben, wie mit vollen Segeln durch die enge Passage. Nachdem wir diese zurückgelegt hatten, bekamen wir leichten Wind und sehr ruhiges Wasser. Die große Eismasse zeigte sich in einer Entfernung von zwei bis drei Engl. Meilen gegen Westen.

In dem Maße als wir vorrückten, fanden wir das Eis viel dichter am Lande und kamen wir mühsamer hindurch. Endlich kam wieder eisfreies Wasser, und die Wallfisch-Eilande zeigten sich in einer Entfernung von 8 bis 9 Englischen Meilen. Gegen elf Uhr Abends ankernten wir in einem sehr bequemen Hafen. Von einem Wallfischfahrer, dem „Lord Gambier“, der hier ankerte, erfuhren wir, daß keine Bomben-Schiffe uns nachgeschickt seyen, und daß einige andere Wallfischfahrer Befehle zu unserer Rückkehr nach England mitgebracht hätten. Diese Depeschen sollten in Liverpool, einer Dänischen Niederlassung an der Südspitze der etwa 20 Engl. Meilen entfernten Disco-Insel, wo der Ober-Gouverneur aller nördlichen Kolonien, Major Fasting, residirte, gelandet worden seyn. Sogleich schickten wir Lieutenant Inman in einem Boote dorthin. Wegen des schlechten Wetters konnte er erst am Abend des 18ten zurückkehren; er brachte jedoch kein offizielles Schreiben mit.

Am nächsten Tage liefen zwei andere Schiffe, die „Eclipse“ und „Clarendon“, im Hafen ein. Von diesen erfuhren wir, daß alle an uns gerichtete Schreiben der Regierung an Bord der „Lady Jane“ von Newcastle seyen, welches Schiff in bedeutender Entfernung gesehen wurde. Unser Boot, das wir an Bord desselben geschickt hatten, kehrte am nächsten Morgen mit den Befehlen der Admiralität zurück.

Die Capitaine verschiedener Wallfischfahrer, welche im Laufe des Tages zu uns an Bord kamen, und von denen wir mit frischem Proviant unterstützt wurden, sagten uns, daß der diesjährige Wallfischfang sehr wenig Ausbeute geliefert habe. Einer von ihnen — Capitain Gray — war der Letzte, der im vergangenen Jahre mit dem „William Torr“ verkehrt hatte. Er traf dieses Schiff am 16. September bei Coutt's Fiord, und der Capitain äußerte ihm seine Absicht, an irgend einem Punkte der Küste ein Winterquartier zu suchen.

Wir hatten uns überzeugt, daß keiner von der Mannschaft an irgend einem Theil der Grönländischen Küste gelandet war; auch versicherte man uns, wir müßten das Schiff gesehen haben, wäre es nicht schon vor unserer Untersuchung der Eisfelder gescheitert. Es blieb uns daher nur noch die Hoffnung, sie könnten wohl an der Küste von Labrador gelandet seyn, denn diesen Küstenstrich zu untersuchen, waren wir wegen zu großer Ausdehnung der Eismassen bis jetzt nicht im Stande gewesen.

Es ging auch ein Gerücht, daß der „Bon Accord“ (Capitain

Parter) bei Kap Farewell (de. Südspitze von Grönland) an dem Brack eines Schiffes mit gelben Masken vorübergekommen sey; und wirklich waren — wie man sagte — die Masken des „William Torr“ mit dieser ungewöhnlichen Farbe angestrichen gewesen. Alle diese Umstände bestimmten den Capitain vor der endlichen Heimkehr nach England, einen Abstecker in nördlicher Richtung zu machen, um doch jedes Mittel versucht zu haben, das der unglücklichen Mannschaft des „William Torr“ auf die Spur führen konnte.“ (U. S. J.)

P i e m o n t.

Unerwartete Begegnung.

Im September 1833 besuchte ich von Genf aus das Chamouny Thal. Unweit des Weges, zwischen Cluse und Sallanches, liegt die merkwürdige Höhle, die unter dem Namen der „Grotte de Balme“ bekannt ist. Ihr Eingang liegt in der steilen Bergwand, siebenhundert Fuß über dem Wasserspiegel der Arve, und ihre Tiefe ist unergründlich. In einer Entfernung von drei- bis vierhundert Fuß vom Eingange öffnet sich zu den Füßen des Wanderers ein Absturz, wie ein Brunnen, und unten hört man in der ewigen Felsennacht die Bergwasser rauschen.

In diesem Lande macht man alle Natur-Merkwürdigkeiten bestens zu Gelde, und so ist auch diese Grotte von Seiten der Sardinischen Regierung an eine Savoyardin verpachtet; diese Frau ist nämlich ausschließlich berechtigt, Reisenden die Grotte zu zeigen oder zeigen zu lassen, und zahlt dafür jährlich eine gewisse Summe an die Obrigkeit. Sie hat auf eigene Kosten und mit vieler Arbeit, zur Bequemlichkeit der Reisenden, Treppen und Stiegen in die Felswand hauen lassen, wo man ehemals auf zusammengebundenen Leitern, den schwindelnden Abgrund zu klettern, bis zur Oeffnung der Grotte hinanklimmen mußte.

Meine Führerin den Berg hinauf war ein junges Mädchen, deren Haltung, besonders des Kopfes, und deren Accent die Italiänerin vortrieben; schlank und zart gewachsen, gelbbraunlichen Teints, erinnerte sie mich, wie sie die Höhe hinauf leichten Fußes vor mir herlief, lebhaft an die Fenella von Walter Scott. Am Eingange der Höhle zündete sie eine Fackel an, deren irdiges flackerndes Licht die Wunderbarkeit und Schauerlichkeit des großartigen Natur-Schauspiels noch erhöhte.

Jedoch auf eine Beschreibung der Grotte ist es hier nicht abgesehen. Ich war schon im Begriff, den Rückweg anzutreten, als meine Begleiterin mich noch aufforderte, meinen Namen in das Buch einzuschreiben, in welchem die reisenden Besucher der Grotte sich verewigen. Wie ich in dem Buche hin und her blättere, fällt mir ein Name auf, der auf eine sonderbare Weise ausgelöscht, wie weggewischt, aber doch in den Rügen noch halb und halb kenntlich war. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr mir, und meine Begleiterin wurde aufmerksam. „Wie so ist der Name hier weggeschliffen?“ fragte ich. Sie sah mich mit einem sonderbar forschenden Blicke an, gleich als wollte sie meine Gedanken von meinem Gesichte lesen: „Sie sind wohl aus Frankreich, mein Herr, nicht wahr?“ hob sie an; und als ich dieses bejahte, fuhr sie fort: „dann will ich Ihnen die Geschichte erzählen.“ Ich setze die Erzählung her, wie ich sie auf dem Rückwege aus ihrem Munde vernahm; nur leider kann ich die Naivität und die lebhafteste fremdländische Betonung ihres Ausdrucks nicht wiedergeben.

„Es müßten drei Monate her seyn“, sprach sie, „da kamen drei junge Männer von Sallanches herauf und wollten die Grotte sehen; ich mußte sie umherführen. Einige Zeit nach ihnen war ein anderer Reisender mit einem Bedienten eingetroffen, und den führte die Madame selbst, weil Niemand anders da war. Sie kamen uns entgegen, wie die drei jungen Leute schon mit mir zurückgingen und hinans wollten. Im Dunkeln konnten sie einander nicht genau ins Auge fassen, nur fiel den jungen Leuten die sonderbare Aussprache des Herrn auf; sie machten sich darüber lustig und lachten. Zuletzt ersuchte ich die Herren, sich vor dem Weggehen noch in das Buch einzuschreiben; der Eine von ihnen, dem die Andern einen gewissen Respekt bewiesen, obwohl er keinesweges älter an Jahren schien, gab mir zur Antwort, sie pflegten das nicht zu thun; doch stellte er sich an das Buch, blätterte hin und her, las einige Namen laut vor und machte sich über Einiges lustig, was hineingeschrieben war. Auf einmal erblickt er auf dem letzten Blatte den allerletzten ganz frisch geschriebenen Namen; er ruft ihn laut aus, die Andern treten hinzu, und alle Drei sehen sich eine Weile ganz überrascht und erstaunt an. Der Eine tritt wieder an das Buch, starrt eine Zeit lang hinein, und dann, als wenn ihm eine plötzliche Eingebung käme, ruft er: „Er ist hier, meine Freunde! er ist wahrhaftig hier, er kam uns vorhin entgegen. Sehet, Gott liefert ihn in unsere Hände, damit er für seine Schändlichkeit büßen soll.“ — „Woblan“, riefen die beiden Andern, „ihm nach! wir müssen ihn finden.“ Ich stand bestürzt; ich begriff gar nicht, was vorging, aber ihr lautes Geschrei, ihre zornigen Gebärden, — ich war ganz erschrocken, mir ahnte ein großes Unglück.

Sie rissen mir die Fackel gewaltsam aus der Hand und stürzten fort in die Grotte zurück. Sie stießen im Laufe an die Tropfstein-Rapfen und an die Felsen-Ecken; aber im Eifer merkten sie es nicht. Ich folgte ihnen von weitem, am ganzen Leibe zitternd. Da sie schließlich sich in den mancherlei Gängen nicht zurecht zu finden, so kamen sie wieder auf mich zu, gaben mir die Fackel in die Hand und zwangen mich, ihnen den Weg zu weisen.

So liefen sie lange Zeit hin und her, aber der fremde Herr war nirgends zu finden; ich hoffte und wünschte im Stillen, er möchte die

Grotte schon verlassen haben. Da auf einmal hören wir Stimmen in unserer Nähe; es war der Fremde, den die Madame mit der Fackel begleitete; sie waren nur durch eine Ecke, um welche der Gang bog, von uns getrennt. Da schoben die Drei mich mit Gewalt bei Seite und sprangen voller Wuth auf den Fremden los. Was sie zuerst für Worte wechselten, das konnte ich nicht verstehen; aber ich kam gerade dazu, wie sie den fremden Herrn beim Kragen gepackt hielten und ihn wüthend umherwarfen. Er schrie um Gnade; der Bediente lag auf den Knien und bat kläglich für seinen Herrn, er klammerte sich an ihre Röcke, aber sie stießen ihn ungestüm zurück. „Fort mit ihm!“ rief der Eine; „hinunter mit ihm ins Loch!“ Sie schleppten ihn fort nach dem Brunnen hinten in der Grotte. Der arme Mann suchte sich festzuklammern, wo er konnte, an den rauhen Steinwänden, an den scharfen Ecken; seine Kleider waren zerrissen, er blutete im Gesicht und an den Händen; er streckte die Hände nach der Madame und mir aus und bat um Hilfe, um Erbarmen, so kläglich, mit solchem Wehgeschrei, daß ich noch heute mit Schreck und Mitleid daran denke; damals aber waren wir Beide vor Angst so außer uns, daß wir keinen Laut hervorbringen konnten. So schleppten sie ihn, wie er sich sträubte, bis hart an den Abgrund; da versuchte er sie noch einmal zum Erbarmen zu rühren mit Thränen und Bitten, aber das machte ihren Grimm noch ärger. „Henkerknecht!“ riefen sie, „schloßer Büttel! daß Du Erbarmen gehabst? Kein Mitleid mit Leuten Deinesgleichen!“ Sie packten ihn, und schon hing er mit dem halben Leibe über der Tiefe.

Da konnte es die Madame nicht länger mit ansehen; sie stürzte sich zwischen die Kämpfenden und schlang ihre Arme mit Gewalt um die Hüfte des Unglücklichen, der nur noch mit ersticker Stimme winselte. „Ach, meine lieben Herren“, rief sie, „haben Sie Erbarmen! um des Himmels willen, richten Sie eine arme Witwe nicht zu Grunde! Sie bringen mich und meine Kinder ums Brod.“ Sie zerstoß ganz in Thränen; ich hatte mich neben ihr auf die Kniee geworfen und half ihr bitten. Die Drei hielten inne, sie waren durch unsere Bitten erweicht; ich glaube auch wohl, sie haben von Anfang an nicht mehr gewollt, als dem Unglücklichen einen rechten Schreck einzujagen. Sie gingen eine Weile unter einander zu Rathe: „Gut, wir lassen ihn laufen; aber“ — zu ihm gewendet — „der Strafe sollst Du nicht entgehen, wie sie Dir gebührt. Wir wollen Dich züchtigen, marsch!“ So trieben sie ihn zum Eingange zurück; er war todtenbleich, zitterte wie Espenlaub, er sah und hörte nicht, und seine Füße trugen ihn kaum. Aus beiden Frauenzimmern war kaum besser zu Muthe, wir waren voller Angst über das, was noch kommen würde. Vor dem Tische, worauf das Fremdenbuch lag, zwangen sie ihn, niederzuknien; „Elen-der Schurke, Dein Name besudelt dieses Buch, lösch' ihn aus!“ Der Unglückliche streckte die Hand nach dem Schreibzeug. „Nein, nein, nicht so! ablecken mußst Du ihn mit Deiner eigenen Zunge.“ Anfangs sträubte er sich, aber da drohten sie ihm noch fürchterlicher; sie drückten ihm das Gesicht mit Gewalt auf das Papier . . . bernach warfen sie ihn mit Schimpf und Schande hinaus.

— „Und wer waren die jungen Leute?“ fragte ich das Mädchen; „haben Sie ihre Namen nicht erfahren?“ — „Nein“, sprach sie, „sie gingen fort, ohne sich zu nennen; aber bernach habe ich die Leute sagen hören, daß an demselben Tage ein junger Mann mit zwei Begleitern in Sallanches eingekehrt wäre; sie nannten ihn Louis Bonaparte.“

Und der im Fremdenbuche ausgelöschte Name hieß Sir Hudson Lowe. (Gaz. des Tribunaux.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Gedruckte Brieffsammlungen. Die im vorigen Jahre in Mailand erschienene Sammlung von Briefen berühmter Italiäner des achtzehnten Jahrhunderts*) ist in den Italiänischen Blättern vielem Widerspruch in Bezug auf den Grundsatze begegnet, ob die Privat-Korrespondenz von Männern, die ihren Verbindungen nach immer noch der Gegenwart angehörten, veröffentlicht werden dürfe oder nicht. Da in Deutschland ganz ähnliche Fragen erhoben worden sind, so wird es wohl nicht uninteressant seyn, auf die Meinung eines geachteten Italiänischen Kritikers, des Herrn Defendente Sacchi in Mailand, zu verweisen, der jene Brieffsammlung als eine vollkommen gerechtfertigte und zeitgemäße Publication erklärt.**) Herr Sacchi behauptet sogar, es könne nur mit Hilfe solcher Werke eine vollständige Literaturgeschichte zu Stande kommen, da man nur aus ihren Privatbriefen erfahre, welche verwerfliche Mittel oft ein Arctino oder ein Algarotti angewandt habe, um zu seiner Verühmtheit zu gelangen. Allerdings werden Namen und Privat-Standale noch lebender Personen dabei zu vermeiden seyn, aber was das literarische Verhältniß und das epistolarische Talent von Verstorbenen betrifft, so gehört das eine wie das andere der öffentlichen Kritik gewiß eben so gut an, als dasjenige, was sie selber für gut gehalten haben, von sich zu publiciren.

— Portugiesische Bibliothek. Die vollständigste Portugiesische Büchersammlung außerhalb Portugals besitzt ein Englischer Gelehrter, Herr John Adamson in Newcastle, als Uebersetzer der „Inez de Castro“ und als Verfasser der „Denkwürdigkeiten von Camoens“ auch in der literarischen Welt rühmlichst bekannt. Gegenwärtig hat er unter dem Titel „Bibliotheca Lusitana“ einen 115 Seiten starken Katalog seiner Sammlung drucken lassen, die, wie man glaubt, für das Britische Museum erworben werden dürfte. Es befinden sich darunter einige Unica und viele andere Werke, die selbst in Portugal zu den größten Seltenheiten gehören.

*) Lettere inedite di quaranta illustre Italiani del secolo XVIII. — Milano, Bravetta, 1836.

**) Gazzetta di Milano del 13. Febbrajo.

*) Ob dieser Abstecker von Erfolg gewesen ist, wird in dem United Serv. Journ. noch nicht mitgetheilt.